

Leseprobe aus:
Sunjeev Sahota
Das Porzellanzimmer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

hanserblau

hanserblau

SUNJEEV SAHOTA

DAS
PORZELLAN
ZIMMER

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel
und Klaus Timmermann

hanserblau

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
China Room bei Harvill Secker in London.

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27388-7

© 2023 hanserblau

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: FAVORITBUERO, München

Motiv: © Bridgeman Images; © Shutterstock.com / pradeep thawait

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldbewirtschaftung
FSC® C083411

Mehar ist keine so fügsame Fünfzehnjährige, dass sie nicht herauszufinden versucht, welcher der drei Brüder ihr Ehemann ist. Bereits am Morgen nach der Hochzeit und obwohl ihre Hände vor Nervosität zittern, gibt sie zu den Zwiebelringen, die sie als Beilage essen, unterschiedliche Mengen Zitrone, Knoblauch und Gewürze und versucht dann, den besonderen Geruch an dem Mann zu erkennen, der nachts zu ihr kommt, unsichtbar in der Dunkelheit. Das Ergebnis erweist sich als uneindeutig, denn der bei Weitem stärkste Geruch ist ihre eigene Angst, sodass sie einen neuen Versuch unternimmt, nachdem sie zufällig mitbekommen hat, wie einer der drei über die Schwielen an seinen Händen klagt. Sie konzentriert sich besonders stark, als die Hand ihres Mannes das nächste Mal ihren nackten Arm streichelt, doch auch da ist sie unsicher. *Velleicht* fühlen sich alle Männerhände so rau an, so unbeholfen begierig und trocken.

Es ist das Jahr 1929, der Sommer bricht aus, und keiner der Brüder richtet im Beisein der anderen je das Wort an sie. Überhaupt sprechen sie kaum mit ihr, und von ihr wird selbstverständlich erwartet, dass sie stets folgsam, verschleiert und still ist, genau wie die anderen neuen Bräute. Wenn sie die Brüder von ihrem Fenster aus heimlich beobachtet, sieht sie nur die Ähnlichkeit zwischen ihnen: Sie sind altersmäßig nah beieinander, haben die gleiche schmächtige Statur, mit schmalen Schultern und dunklen Augen; ernste Gesichter, die keine Miene verziehen, sich an dieselben Regeln halten.

Alle drei haben den gleichen Bartwuchs und kurz geschnittenes, dichtes Haar, und sie tragen den ganzen Tag über locker gewickelte Turbane aus dem gleichen safrangelben Stoff. Die meiste Zeit arbeiten die Brüder auf den Feldern, spielen oder trinken, während sie webt und kocht und schaufelt und melkt, bis zu den Abenden, an denen Mai, die Mutter der drei, ein Teeglas an die unwirschen Lippen hebt und sie anweist:

»Heute Nacht nicht das Porzellanzimmer.«

Es ist das dritte Mal, dass sich Mehar, nachdem sie die Zinntöpfe an der Wasserpumpe im Hof gespült hat, nicht zu den Frauen gesellen darf, sondern in den fensterlosen Raum auf der Rückseite der Farm gehen muss. Auf dem Bett zieht sie die Knie an, da sie es für unsinnig hält, sich sofort hinzulegen. Fünf Tage verheiratet. Fünf Nächte, seit sie das erste Mal wartend im Stockdunkeln gelegen hat, am ganzen Körper zitternd, gehofft hat, dass er nicht zu ihr kommen möge, und gebetet, dass sie bluten würde. Am Tag vor der Hochzeit hatte Mehars Mutter ihrer Tochter eine winzige Klinge in die Hand gedrückt. *Schneid dir in den Daumen, um sicherzugehen.* Mehar hat das nicht getan, hat es nicht gemusst. Hinterher hatte Mai draußen auf die Laken gewartet. Mehars Mann hat die ganze Zeit nichts zu ihr gesagt und beim nächsten Mal nur wenig mehr. Wird er heute mehr sagen, fragt sie sich.

Das Talglicht auf dem Steinsims ist fast bis auf die Schale heruntergebrannt, und in dem alles auslöschenden blinden Dunkel stellt sie sich vor, sie wäre unter Wasser, in einer versunkenen Welt aus Fabelwesen und Ungeheuern. Von der anderen Seite des Hofs hört sie das ferne, protestierende Knarren eines Charpais und dann das Geräusch von schlurfenden Ledersandalen. Ihr Magen schlägt vor banger Erwartung einen Purzelbaum, und sie legt sich hin, als die Tür aufgeht und er

neben ihr Platz nimmt. Sie wagt einen Seitenblick auf das, was sein nackter Rücken sein muss, obwohl es unmöglich ist, auch nur zwischen seinem Haar und dem Baumwollturban zu unterscheiden, den er jetzt abnimmt, wie sie hören kann. Als sie spürt, wie er den Knoten seines Langots an der Taille löst, richtet sie den Blick auf den schwarzen Teich der Zimmerdecke und wartet.

»Zieh dich aus«, sagt er, nicht unsanft, aber mit der herablassenden Freundlichkeit eines Ehemanns, der weiß, dass ihm gehorcht wird. Sie versucht, seine Stimme im Kopf einzuschließen, sich das tiefe Kratzen einzuprägen, die unerwartete Heiserkeit. War er es, der früher am Tag nach mehr Dal gerufen hat, das sie ihnen schleunigst brachte? Sie zieht den Saum ihrer langen Tunika bis hoch um die Hüften und bindet den Kordelzug los. Sie spürt einen Luftstrom an den Waden, als er mit einer einzigen raschen Bewegung ihren Salwar abstreift, und dann presst er sich auf sie, als wollte er sie gänzlich verschlingen, bis sie nicht einmal mehr die Dunkelheit rechts und links von ihm sehen kann und schon fürchtet, wirklich in seiner Brust zu sein. Er ist weder grob noch zärtlich. Ein wenig hektisch vielleicht, weil alle drei Brüder ein Kind wollen, ein Kind, das ein Junge sein muss. Mehars Hände bleiben neben ihrem Körper, reglos, Handflächen nach oben. Er riecht stark nach Gras und Schweiß und nach Bockshornklee und Taro, dem Abendessen, aber sie nimmt auch Seife wahr und ist froh, dass er daran gedacht hat, sich zu waschen, bevor er heute Abend zu ihr gekommen ist. Er umklammert ihren Oberarm mit einer Hand – Schwielen? Kann sie Schwielen spüren? –, dann ein letzter Stoß, ein gepresstes Ausatmen, und er steigt von ihr herunter, erst mit einem, dann mit dem anderen Bein. Sein Rücken ist ihr wieder zugewandt, sie spürt,

dass er seinen Penis zurück in den Beutel seines Langots schiebt.

»Gewöhnst du dich an das Leben hier?«

»Alle sind sehr freundlich.«

Er stößt ein spöttisches Schnauben aus, und ihre Augen huschen in Richtung des Geräusches – nichts, sie kann nichts sehen. »Es war noch nie ein freundliches Haus«, sagt er und schiebt seine Füße wieder in die Sandalen.

2

Das Behältnis ist rund, hat einen Kupferboden, einen geschwungenen Griff und einen Ausguss wie eine Kobra, die sich aufbäumt, um zuzubeißen. Es ist für den Tee, so viel ist ihnen gesagt worden, aber wie das mit dem Tee funktionieren soll, ist ihnen nicht klar.

»Der Boden ist nicht mal plan«, sagt Harbans verwirrt, während sie das Ding auf Armeslänge hält, als könnte es sie verfluchen. »Und es hat keine Beschläge. Was sollen wir mit dem Quatsch?«

»Da kommen die Blätter rein«, sagt Gurleen. Sie nimmt Harbans das Behältnis aus der Hand und klingt, als müsste das ja wohl jedem klar sein, der über ein bisschen Bildung verfügt.

»Dann hast du so ein Ding schon mal benutzt?«, fragt Mehar, und Gurleens kecke Miene soll offenbar andeuten, dass dem so gewesen sein könnte, irgendwann mal.

»Du brauchst die Gaze«, sagt Harbans. Sie öffnet eine der Schubladen und blinzelt durch den halbdunklen Raum. »Meine Güte. Nur das Allerbeste für die drei Prinzen, ja?«

»Nicht so laut«, sagt Gurleen.

»Gaze über jede Tasse?«, fragt Mehar unsicher.

Wie Schwestern kommen sie gemeinsam zu dem Schluss, dass der Tee in gewohnter Weise zubereitet werden muss, im Messingtopf und auf dem Feuer, um dann in den Kupferkessel abgesieht und schließlich in die Tassen gegossen zu werden, und all das machen sie gekonnt, bewegen sich reibungs-

los umeinander herum, obwohl der Raum so klein ist, dass Mehar, wenn sie die Arme ausbreitet, mit den Fingerspitzen die Wände berühren kann. Sie leben im Porzellanzimmer, das sich etwas abseits des Hauses befindet und nach den alten Blau-Weiß-Tellern benannt ist, die als Sechser-Set hochkant auf einem hohen Steinregal lehnen, seit Mai sie vor Jahren als Teil ihrer Mitgift ins Haus brachte. Unterhalb des Regals verläuft in Hüfthöhe eine Steinplatte, auf der die Frauen Essen zubereiten, und darunter befindet sich ein einfacher Lehmofen. Das Ende des Raums ist gerade so breit, dass es genug Platz für zwei Charpais bietet, die im rechten Winkel zueinander stehen, und auf diesen zwei Betten müssen die drei Frauen schlafen.

»Was für eine Zeitverschwendug«, sagt Harbans, die den Tee in den Kessel abseicht. »Immer noch mehr für mich zum Spülen.«

»So trinken die Engländer ihren Tee«, sagt Gurleen. »Das hat Mai mir erzählt.« Sie lächelt den Kessel an, bewundert, wie das hell glänzende Metall ihr Spiegelbild zu einem rötlichen Schatten verwischt. Sie dreht das Gesicht ins Profil. »Es sieht richtig hübsch aus.«

»Mai redet mit dir über solche Dinge?«, fragt Mehar und wechselt einen verwunderten Blick mit Harbans.

»Sie ist sehr nett zu mir. Ich glaube, ich erinnere sie an sie selbst, als sie jünger war.«

»Ach, tatsächlich?«, sagt Mehar.

»Wir sind beide groß. Schlank ... « Eine hochgezogene Augenbraue in Richtung Harbans. »Ich glaube, ich bin mit dem Ältesten verheiratet.«

»Natürlich«, sagt Mehar.

Auf Gurleen trifft das alles zweifellos zu, wie Mehar zuge-

ben muss. Groß, schlank – und schön. Doch ihre Schönheit hat etwas Herbes, ihre schmalen Lippen, ihre schrägen Wangenknochen, die für Mehars Geschmack zu markant sind. Als die drei neuen Bräute sich kennenlernen und das erste Mal miteinander sprachen, hatten Mehar und Harbans hinterher ihre Kleidung zurechtgerückt, als hätte Gurleen sie soeben nach Anzeichen für Rivalität abgesucht.

Harbans hakt ein. »Na dann, Mini-Mai, bring ihnen das hier, bevor noch die große Mai kommt und nachfragt.«

Die Freude in Gurleens Gesicht schwindet. »Wieso ich!«

»Du hast gesagt, du weißt, wie es geht«, ruft Mehar ihr in Erinnerung, nimmt den Kessel und drückt ihn Gurleen in die Hände, die sich sträubt, bis –

»Mehar!«, ruft Mai. »Sollen wir hier verdursten?«

Sie erstarren, und dann formt Mehar ihre Lippen zu einem stummen Schrei und greift nach ihrem Schleier.

Der Schleier taucht alles in diffuses Rot, in einen milchigen Glanz, vor dem sich Körper wie dunkle Schatten bewegen. Er ist so weit nach unten gezogen, dass er Mehars Gesicht vollständig verhüllt, und sie muss den Blick senken, um überhaupt etwas zu sehen. Und was kann sie sehen? Ihre Handgelenke, schwer mit roten und weißen Armreifen behängt, den Tee in ihren Händen und ihre bemalten Füße mit den silbernen Glöckchen um die Knöchel, die ihren Gang über den gefegten Boden des Hofes verkünden. Ihre Hände zittern vor Angst, dass sie sich und damit die Familie schrecklich blamieren wird. Dann droht eine kräftige Ohrfeige. Der Tisch kommt in ihr Blickfeld, und sie bleibt stehen, zögert, lauscht, obwohl sie beim lauten Hämmern ihres Herzens kaum etwas hören kann. Ihr ist so heiß. Sie ist hungrig. Wie lang ist das

Mittagessen her? Mit der Zunge leckt sie sich den Schweiß von der Oberlippe. Die Unterhaltung verstummt, sobald sie da ist, wie in einer Art seltsamer Ehrerbietung.

»Schenk bitte ein.«

Seine Stimme, da ist sie sicher. Dieselbe lässige Schroffheit, derselbe klare Bass. Sie glaubt, dass die Stimme von rechts kam. Ohne den Kopf zu bewegen, versucht sie, durch den oberen Teil ihres Schleiers zu schielen, wo die Chenille dünner ist. Es ist unmöglich.

»Wartest du darauf, dass die Engel für dich singen, oder was?«, blafft Mai.

Durch den Schlangenausguss, darauf haben sie sich geeinigt. Mehar tritt einen Schritt näher und hört wieder ihre Fußglöckchen klingen. Mit einer Hand zieht sie den Schleier ein wenig vom Gesicht weg, wodurch sich ihr Blickfeld schlagartig vergrößert. Der quadratische braune Tisch und vier kleine Glastassen, schlichte Tassen, in einer Reihe aufgestellt. Mai, genauer gesagt, Mais Füße, die aus dem milchgrünen Salwar ragen, klopfen ungeduldig auf den Boden. Neben ihr die drei Söhne, sichtbar nur von der Taille abwärts. Einer hat einen Fuß unter den Oberschenkel geschoben. Ein anderer sitzt mit gekreuzten Beinen da. Und der Dritte: die Knie gespreizt, Finger trommeln auf dem Eichenrahmen des Charpais. Sie ist sicher, das müssen seine Finger sein, so rau, wie sie aussehen. Schwielige Hände. Schwielig! Sie beugt sich vor und gießt den Tee ein, fängt mit Mai an und arbeitet sich nach rechts, spürt Erleichterung, als sie es ohne Schwierigkeiten hinbekommt. Seine Tasse bewahrt sie sich für zuletzt auf, und als der Tee fließt, wagt sie es, den Schleier ein wenig mehr zu lüften, und ihr Gesicht wird heiß, als sie seine schönen Handgelenke sieht,

die Art, wie die weiße Tunika auf der attraktiven Wölbung seines Bauchs liegt, seinen offenen Kragen ...

»Du kannst gehen«, sagt Mai, die scharfäugige Mai, und sogleich lässt Mehar ihren Schleier zurück auf die Lippen, die Schultern fallen, so schnell, dass sich der Stoff an ihren langen Wimpern verfängt, und sie dreht sich um und geht.

3

In den Nächten, wenn Mai keiner von ihnen auf die Schulter getippt hat, als Anweisung, in das hintere Zimmer zu gehen und dort zu warten, teilt Mehar sich ein Bett mit Harbans im Porzellanzimmer. Gurleen nimmt das Einzelbett, aber sie hat ihr Kissen so platziert, dass sie Kopf an Kopf mit ihnen liegt. Heute Abend ist sie unruhig, windet sich wie ein Gepard, der von einer Fliege belästigt wird.

»Schlaf«, sagt Mehar. »Sie wird uns vor Tagesanbruch wecken.«

»Sie wird *mich* vor Tagesanbruch wecken«, sagt Harbans und gähnt gewaltig.

»Gott hat dich zum Melken geschaffen, Harbans: Arme zum Eimerschleppen, Rücken wie ein Büffel«, sagt Mehar mit einer düsteren Stimme, die ganz nach Mai klingt.

Harbans lacht und dreht sich schwerfällig um, wobei sie mit dem Kopf gegen Gurleen stößt, die sich aufsetzt, die Knie anzieht und im Dunkeln hin und her schaukelt. Das Bett quietscht.

»Schlaf«, sagt Mehar wieder. »Hör mit der Grübelei auf.«

»Ich kann nicht«, sagt Gurleen. Dann: »Ich weiß nicht, warum ich hier bin.«

»Fang lieber nicht an, darüber nachzudenken«, warnt Harbans in Richtung der Wand.

»Mein Baba hat mir eine reiche Familie in der Stadt versprochen. Er hat gesagt, ich würde eine Memsahib sein.«

»Stattdessen bist du hier«, sagt Mehar, »in ein Bett gequetscht mit zwei traumlosen Mädchen, die das Gefühl haben, sie wären in der Welt aufgestiegen. Willst du das damit sagen?«

»So hab ich das nicht gemeint.«

»So hört es sich aber an. Wir müssen uns jetzt gegenseitig helfen.«

»Du melkst meine, und ich melke deine«, fügt Harbans hinzu.

»Genau«, sagt Mehar. »Du denkst doch hoffentlich nicht noch immer über den Teekessel nach, oder?«

Vor Verlegenheit steigen Gurleen schon wieder Tränen in die Augen.

Sie hatten nach mehr Tee gerufen, und sie hatte Mehar an der Tür den Weg versperrt und gesagt, dass sie das übernehmen würde. Auch sie könnte ihren Mann beeindrucken, wer immer von den dreien er sein mochte. Sie zog ihren Schleier tief nach unten, stolzierte hinüber und schenkte den Tee so elegant ein, dass er einen anmutigen Bogen beschrieb und jede Tasse präzise, genau gleich füllte. Dann sagte einer der Brüder:

»Für mich nicht. Gieß ihn wieder zurück.« Eine Hand drang in ihren Gesichtskreis, schob die Tasse in die Mitte des Tisches.

Sie stand mit dem Kessel in der Hand da. Wieder zurückgießen? Aber wie? Das hatten sie und ihre neuen Schwestern nicht besprochen. Sie spürte, wie ihre Kehle austrocknete. Vor ihrem geistigen Auge sah sie, wie alle sie anstarrten, diese Frau, die einem Mann der Familie nicht gehorchte, ihren Ehemann in Verlegenheit brachte, also nahm sie das Glas und versuchte, den Tee durch den Ausguss zurückzugießen. Sie

verschüttete fast alles und war den Tränen nahe, als Mai sagte – in Gurleens Ohren keifte –, sie solle das Glas einfach zurück in die Küche bringen, wo Mehar und Harbans sich ins Fäustchen lachten.

»Wir hätten nicht lachen sollen«, räumt Mehar jetzt ein.
»Es tut mir leid.«

»Wieso hab ich nicht einfach den Deckel abgenommen?«

»Du warst verängstigt.«

»Sie werden denken, dass ich dumm bin.«

»Lass sie denken, was sie wollen.«

»Ich will nicht, dass sie mich für debil halten.«

»Wie geschwollen sie daherredet!«, sagt Harbans.

Gurleen seufzt und hebt das Gesicht zur Zimmerdecke. Schließt die Augen. »Ich glaube, ich brauche frische Luft.«

»Leg dich einfach wieder hin«, sagt Mehar, die langsam genug hat von Gurleens Selbstmitleid. »Hier. Halt meine Hand.«

Dann von Harbans: »Das ist mein Fuß.«

Gelächter. Es macht Mehar mutig. Sie rutscht hin und her, rollt sich herum, dass die grobe Stoffbespannung knarrt.

»Und? Redet deiner mit dir? Richtig?«

»Ein bisschen«, sagt Gurleen vorsichtig. »Er flucht viel. Nicht über mich. Nur so vor sich hin. Deiner auch?«

»Hast du schon rausgefunden, welcher deiner ist?«

»Natürlich nicht.«

»Weißt du, ich könnte doch einfach Mai fragen«, sagt Mehar, wenn auch nur, um Gurleen zu provozieren, die nach Luft schnappt und sie fragt, ob sie verrückt geworden ist.

»Meiner hat mich ein großes starkes Mädchen genannt«, sagt Harbans. »Währenddessen. Er hat mir auf den Hintern gehauen und mich ein großes starkes Mädchen genannt.«

Alle drei kichern, obwohl Harbans echte Tränen kommen, die sie mit den Fingerknöcheln wegwischt. Mehar berührt sie an der Schulter.

»Meiner sagt nicht viel«, gesteht Mehar und muss daran denken, dass er dieses Haus ein unfreundliches genannt hat. Sie stellt sich vor, wie es hier früher gewesen sein mag, als Mai noch allein mit ihren drei Söhnen war, und es schaudert ihr, als sie merkt, dass in ihrer Vorstellung kein Lachen zu hören ist. Sie blickt zu dem geschlossenen Fenster, dem einzigen in diesem Raum aus nacktem Stein. Es hat keine Scheibe, und seine schwarz lackierten Lamellen müssen einzeln mit der Hand gedreht werden. Hat Mai auch dort gestanden und nach draußen geschaut, als sie jung und frisch verheiratet war?

»Ihr zwei müsst noch viel lernen«, sagt Gurleen, ergreift die Gelegenheit, erneut etwas ihrer Überlegenheit zu behaupten. Sie macht es sich wieder auf dem Charpai bequem, den Kopf auf dem Kissen. »Wo ist mein Chunni? Ich kann eine Mücke hören.«

»Hier, Schwestern«, sagt Mehar, und jede von ihnen nimmt einen Zipfel des dünnen Schals, und sie schlagen ihn aus, sodass er aufweht und sich dann sachte über ihre Gesichter senkt.

4

Es ist ihr zweiter Sonntag als Ehefrauen und eine Stunde vor Sonnenuntergang. Mehar, Gurleen und Harbans ziehen sich alte Baumwollsachen über und schleppen den riesigen schwappenden Bottich in den Hof und auf die Unterlegplane. Um diese Tageszeit ist die Luft wohlig warm statt drückend und der Hof frei von den Brüdern. Sie vermuten, dass ihre Männer an diesen Abenden auf den Basar gehen, obwohl auch das zu den Dingen gehört, die ihnen nicht gesagt worden sind. Vielleicht spielen sie Karten, meint Mehar, als wüsste sie, was das ist. Alle drei ziehen ihre Salwars hoch und binden sich Jutelappen um die Beine, sodass sie von den Knien abwärts nackt sind. »Die Blätter sind hochgekommen«, sagt Gurleen, die nach einer Möglichkeit sucht, sich vor der Arbeit zu drücken, eine der wenigen, die sie noch öder findet, als Spinat zu putzen. Aber Harbans will nichts davon wissen und stellt klar, dass noch viel Farbstoff in ihnen steckt. Sie fassen sich an den Händen, bilden ein Dreieck und steigen nacheinander in den Bottich, wo die Indigopflanzen um ihre Fußsohlen gleiten. Das Wasser steigt ihnen bis zu den Waden, als wollte es eine Frage beantworten, und ihre Füße beginnen mit der Arbeit, auf-ab-auf-ab, ein wogendes, spritzendes Unwetter, pressen die Farbe heraus. Sie sprechen nicht, sie haben schon genug damit zu tun, das Gleichgewicht zu halten, und langsam wird das Wasser dunkel, ebenso wie ihre Kleidung und ihre Haut. Indigo färbt Beine und Hüften und Gesichter, aber sie bleiben im Einklang, auf-ab-auf-ab, Minute

für Minute, und erst als die Sonne verschwunden und der Mond das einzige Licht ist, lassen sie ihre Hände los und krümmen sich, nach Luft ringend.

»Noch eine Woche«, sagt Harbans, als sie den Bottich zurück auf seinen Platz vor der Wand tragen.

»Ach, hör doch auf! Das muss nun wirklich das letzte Mal gewesen sein!«, jammert Gurleen.

Mehar sagt nichts, nimmt die bröckelige Seife an der Pumpe und fängt an, die blauen Streifen an ihren Füßen zu bearbeiten. Die Entscheidung liegt ohnehin bei Mai. Sie bestimmt, wann es an der Zeit ist, ihre blutigen Hochzeitslaken zu färben und zum Trocknen aufzuhängen.

5

»Mehar! Mach das Feuer an!«

»Ja, Mai!« Mehar seufzt, stellt den Eimer mit Milch hin und geht mit kreisenden Gedanken ins Haus.

Sie schaufelt die alte Asche heraus, als Mai hereinkommt und gegen das Mehlfass tritt, um zu sehen, wie viel die Mädchen für sich selbst verbrauchen.

»Ihr drei verschlingt mehr als die Männer«, sagt Mai.
»Nehmt beim nächsten Mal halb so viel.«

»Wie du wünschst. Aber wir essen nur –«

»Ist eine von euch schon besamt?«, fragt Mai in einem grotesken Themenwechsel.

»Nein, Mai.« Sei stark, ermahnt sie sich. Ihre Hände arbeiten langsamer. »Ich habe mich gefragt, ob Schwester Gurleen als Erste ein Kind bekommen sollte. Sie ist die Älteste.«

»Die dumme Kuh weiß nicht mal, wie rum ein Teekessel funktioniert.«

Mehar holt Luft durch die Nase, atmet durch den Mund aus. »Ist sie auch mit dem Ältesten verheiratet?«

Als sie aufblickt, betrachtet Mai sie schweigend, mit einem grässlich belustigten Ausdruck im Gesicht.

»Wir müssen es nicht wissen«, sagt Mehar hastig und wünscht, sie hätte nicht gefragt.

»Bist du sicher, dass ich jedes Mal denselben Sohn zu dir schicke?« Mais Miene weicht lautem Lachen: »Wie du guckst!« Sie streicht Mehar übers Haar, eine Berührung, die Mehar nicht ausstehen kann, die sich alles andere als mütter-

lich anfühlt. »Ich mache nur Spaß. Aber du hast recht. Ihr müsst es nicht wissen.« Ihr Gesicht verändert sich, das Lächeln erstirbt. »Sei froh, dass du keinen Schwiegervater hast, der dich jede Nacht am ganzen Körper betatscht und befingert.« Sie tätschelt Mehars Kopf zum Abschied. »Asche. Mach weiter«, und Mehar tut es, emsig, um möglichst schnell fertig zu werden und sich dann eine Stunde oder länger zu waschen. Wenn sie sich so fühlt, nachdem sie die Frage gestellt hat, wird sie nie wieder fragen. Sie wird einfach die Arbeit erledigen. Und das tut sie, das tun alle drei:

Rohrzuckerblöcke zerkleinern. Baumwolle pflücken. Guaven pflücken. Dung aufsammeln. Asche schaufeln. Mai die Hühneraugen entfernen. Melken. Kochen. Das Kochen vorbereiten. Salwars färben. Dhotis bügeln. Den Hof fegen. Den Hof wässern. Den Hof entwässern. Die Teller polieren. Zum Markt gehen. Zum Tempel gehen. Um Söhne beten und um ein langes Leben ihrer Ehemänner. Das Moos in der Steinbadewanne wegschrubben. Knöpfe annähen. Tee kochen. Kühen beim Kalben helfen. Büffelmist entfernen. Zum Kacken in den hohen Weizen gehen (zu zweit). Vor Tagesanbruch baden. Als Letzte von allen essen. Bei Sonnenuntergang in ihrem Zimmer sein. Lamellen zugeschraubt, Fenster geschlossen, Mond ausgesperrt, Schleier abgenommen. Noch mehr Dunkelheit.

6

»Du hast dich jetzt an das Leben hier gewöhnt.«

Er streicht mit dem Daumen über Mehars Fußknöchel, hin und her, hin und her. Es kitzelt, und sie möchte den Fuß wegziehen, weiß aber, dass sie das nicht darf. Sie kann nichts von ihm sehen. Als er durch den Raum kam und ein Knie aufs Bett hob, bewegte er sich durch Schwärze. Als er auf ihr war, wandte sie, wie jede anständige Frau, den Kopf ab. Noch immer streichelt er ihren Fußknöchel. Als ob er etwas sagen will. Oder vielleicht ist sie es, die etwas sagen sollte? Nein. Nein. *Du wirst wissen, wann du den Mund öffnen sollst.*

»Wir waren bei den Priestern.«

Aha. Kinder.

»Perlen. Ich muss Perlen kaufen. Wenn du sie unters Bett legst, wirst du schwanger werden. Leuchten. Ein Junge.«

»Ja«, sagt sie nach kurzem Zögern.

Sie meint, ihn nicken oder seufzen zu hören, und bevor er geht, schließt er die Hand um ihren ganzen Knöchel und drückt ihn.

Wieder allein atmet Mehar erleichtert durch, richtet sich im selben Atemzug auf und bindet ihr Haar neu im Nacken. Kinder, denkt sie und sitzt ganz still im Dunkeln, um einzuschätzen, was sie wirklich von der Aussicht hält. Einerseits, je früher Söhne kommen, desto früher ist ihre Anwesenheit im Haus gesichert. Nicht jeder ist so nachsichtig wie ihr Vater, bereit, darüber hinwegzusehen, dass seine Frau keine Jungen zur Welt bringen kann, und sich weigert, sie gegen eine ande-

re auszutauschen, die es kann. Aber andererseits wird es mit ihren wenigen friedlichen Augenblicken vorbei sein, sobald ihr Kind da ist. Jetzt können sie und Harbans sich wenigstens noch über den Hof schleichen, wenn Mai unterwegs ist, und im Schatten ein Nickerchen machen. Wäre das überhaupt noch möglich mit ihrem Sohn an der Brust? Mehar hebt eine Hand an ihren Hals, beschützend, als würde ihr erst jetzt bewusst, was für ein Luxus es ist, mit sich allein zu sein. Eine weitere Minute verstreicht, zwei, bis sie weiß, dass sie gehen muss, und sie legt sich ihren Chunni über den Kopf, bereit, den Schleier herunterzuziehen, sollte es nötig sein. Sie öffnet die Tür, und der kühle Marmor berührt ihre Füße – *ihre* Füße –, als sie hinaustritt. Sie fühlt sich plötzlich lebendig, so sehr, dass sie in die Nacht hineinschweben könnte, und es ist eine ungeheure Anstrengung, auf dem Boden zu bleiben, hier in diesem hufeisenförmigen Hof mit den drei Türen gegenüber. Ist er durch eine von ihnen ins Haus gegangen und, wenn ja, durch welche? Mehar steigt die beiden Stufen hinab, die sie von der überdachten Veranda in den äußeren Hof bringen, wo sie wegen der herumfliegenden Fledermäuse vorsichtshalber den Kopf einzieht und aufpasst, nicht in das tiefe Bodenloch rechts von ihr zu treten, während sie zwischen der Wäscheleine und den vor der Wand gestapelten Charpais entlanggeht. An dem nicht mit Marmor ausgelegten Eingang zum Porzellanzimmer legt sie die Fingerspitzen an die eine Stelle, wo sich die Tür geräuschlos aufdrücken lässt. Sie macht das alles, ohne nachzudenken oder zu straucheln, denn in rein praktischer Hinsicht (sie legt sich neben Harbans) hat ihr Mann recht: Sie hat sich bereits an dieses Leben gewöhnt, an ihre kleine Welt hier, und sie denkt traurig daran, dass Monty ihr genau das prophezeit hat.

7

Ungefähr zehn Jahre zuvor – denn wer weiß das schon so genau? – spielte Mehar an den meisten Nachmittagen Pittu auf den heißen gepflasterten Gassen um ihr Elternhaus herum. Dabei musste man sieben Steine übereinanderstapeln, bevor alle im eigenen Team von dem harten Lederball der Gegner getroffen wurden. Die fünfjährige Mehar liebte das Spiel und war sehr schnell darin. Sie wurde nach den Jungs immer als Erste ausgewählt, und heute war sie auch als Letzte aus dem Spiel geworfen worden, aber erst nachdem sie drei von der anderen Seite abgeworfen hatte, mehr als alle anderen Mitspieler – das waren die Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, als sie nach Hause gerannt kam, doch beim Anblick von zwei Gästen, die sie nicht kannte, blieb sie wie angewurzelt stehen. Es waren weder Tante noch Onkel und auch niemand, den sie aus dem Dorf kannte. Mehar, die damals noch nicht Mehar genannt wurde, bewegte sich langsam, argwöhnisch durch den streifigen Schatten des offenen Durchgangs. Die Erwachsenen hatten sie noch nicht bemerkt. Die Gäste wirkten freundlich, das musste sie zugeben, wie sie da in der beschatteten Hälfte des kleinen vier-eckigen Hofes saßen. Mehar konnte leere Teegläser auf dem Tisch sehen und einen überladenen Teller mit Mangos, in Scheiben geschnitten und mit irgendeinem grünen Gewürz bestreut. Eine runde Teeschale aus Metall war mit einem blassgelben Tuch abgedeckt.